

An einem heißen Wochenende im vergangenen Juli trafen sich dreißig renommierte Architekten im Hafen von Amsterdam zu einer ungewöhnlichen Schönheitskonkurrenz. Im ehemaligen Passagierterminal der Königlich-Niederländischen Dampfschiffgesellschaft stellten sie über hundert filigran geschnittene Holzmodelle für Wohnhäuser auf, um ein neues Stadtviertel für 2500 Menschen zu komponieren, das unter dem Namen „Werkbundstadt“ bis 2020 in Berlin entstehen soll. Einig waren sich die Teilnehmer vor allem darin, was sie nicht wollten: kein Hauen und Stechen vor Preisgerichten, keinen Druck von Investoren und keine Gängelung durch die Politik. Es sollte ein Wettbewerb sein, der nur Gewinner kennt.

So friedlich die Entwerfer aus Deutschland, den Niederlanden und der Schweiz ihre Schmuckstücke anfangs präsentierten, so nervös wurde die Runde, als es zum Schwur kam. Denn jedes Büro hatte zuvor im Losverfahren drei Grundstücke für drei Entwürfe bekommen, von denen aber jeweils nur einer zum Bau gekürt werden kann. Bei einer Neubausiedlung am Stadtrand mit Häusern und Flurstücken nach Schablone wäre die Verteilung einfach gewesen. Aber bei der Vorgabe, ein dichtes Stadtquartier mit springenden Haushöhen, wechselnden Grundstücksgrößen, variablen Nutzungen und porösen Zwischenräumen zu bauen, war Chancengleichheit bei Auftragsvolumen und Lagegünstigkeit nicht zu gewähren.

So kam es schließlich beim Ringen um ein lukratives Eckgrundstück zum Showdown von drei Platzhirschen der Gegenwart: Hans Kollhoff und Arno Lederer. Jeder von ihnen hatte den idealen Entwurf für eine markante Stadtkante mitgebracht, und keiner machte Anstalten, klein beizugehen. Doch weil der Schwabe Arno Lederer nicht nur ein guter Architekt, sondern auch ein glänzender Moderator ist, übernahm er mit allgemeiner Zustimmung die Regie und löste die Reizatmosphäre, indem er die erhitzte Runde erst einmal zum Abendessen ins Hafenrestaurant schickte.

Am nächsten Morgen war das Staunen groß, als die drei Dutzend Grundstücke des Stadtmodells mit ebenso vielen Hausentwürfen vollgestellt waren. Und obwohl damit die Mehrzahl der über hundert mitgebrachten Modelle im Papierkorb gelandet waren, gab es kaum noch Geschrei. Denn Lederer hatte nicht nur im kleinen Kreis mithelfen, eine konsensfähige Endauswahl zu treffen; als vertrauensbildende Maßnahme hatte er zudem seinen voluminösen Eckenbrüller zurückgezogen und dafür einen weniger einträglichen, aber weitaus mutigeren Vorschlag nachgereicht.

Lederer plant nun kein Gebäude mehr, sondern ein Luftschloss als Ereignisraum: einen zweihundert Meter langen, öffentlich begehbaren Dachgarten mit Pavillons, Spiel- und Sportplätzen entlang einer hochgelegten Promenade, der sechzehn großstädtischen Reihenhäuser am Rand des neuen Stadtviertels überquert. Dieser Stadtbalkon, der die bislang isolierten Dachgärten nutzbar machen soll, lässt an die begrünten Eisenbahnviadukte „High Line“ in New York und „Promenade plantée“ in Paris denken. Obwohl diese umgewandelten Verkehrsbauelemente ohne Untermieter weitaus größer sind, handelt es sich bei den hängenden Gärten von Berlin um ein kleines urbanistisches Weltwunder, das eine geradezu babylonische Vielmehrheit und Komplexität birgt: Allein die Klärung der Nutzungsrechte, Sicherheitsauflagen und Pflege erfordert von Architekten und Bauherren einen gewaltigen Kraftakt der Konsensfindung.

Das Ergebnis der Amsterdamer Kollektivarbeit ist an diesem Wochenende auf dem „Werkbundtag“ in Berlin im Modell zu sehen, bevor es in gut drei Jahren – so hoffen die Verantwortlichen – in Lebensgröße fertiggestellt sein wird. Die auf 30 000 Quadratmetern industrieller Konversionsfläche geplante Werkbundstadt (F.A.Z. vom 29. Januar) liegt direkt am Spreeriver nur wenige Gehminuten vom Schloss Charlottenburg entfernt und fällt trotzdem als Altlast aus der Stadt völlig heraus.

Die Initiatoren um den Berliner Architekten und Werkbundvorsitzenden Paul Kahlfeldt wollen mit dem Modellquartier an die Blütezeit der heroischen Architektur- und Gewerbevereinigungen „Werkbund“ anknüpfen. 1907 hatten sich Künstler, Unternehmer, Politiker und Wissen-

# Die hängenden Gärten von Berlin

Der Deutsche Werkbund plant in der Hauptstadt ein neues Wohnquartier auf 30 000 Quadratmetern: Ist das Gemeinschaftsprojekt ein utopischer Architekturzirkus oder wegweisend für die Zukunft der Stadt?



Vielfalt wie historisch gewachsen: Ensemble aus Entwürfen von Uwe Schröder, Vittorio Lampugnani, Volker Staab, Hans Kollhoff, Jessen und Vollenweider

Foto Werkbund Berlin

schaftler in München versammelt, um die „Veredelung der gewerblichen Arbeit im Zusammenwirken von Kunst, Industrie und Handwerk“ zu betreiben. Bis 1931 errichtete der Werkbund in Köln, Stuttgart, Brunn, Breslau, Prag, Zürich und Wien große Musterwohnungen, die den Gang der modernen Architektur bestimmten. Nach 1949 gab es erneut ein halbes Dutzend Versuche in ganz Deutschland, ähnliche Architekturausstellungen zu bauen, die jedoch scheiterten und dem Werkbund den Ruf eines Clubs der toten Dichter einbrachten.

Dagegen stehen die Vorzeichen bei der Berliner Werkbundstadt jetzt günstiger. Bisher arbeiteten Architekten, Grundeigentümer, Kommunalpolitiker und Bezirksverwaltungen erstaunlich kooperativ zusammen. Ihr Ziel ist, in der vom eigenen Wachstum überraschten Hauptstadt ein Exempel für qualitativen Urbanismus zu schaffen, der weder genormte Massentrümpfe noch verkürzte Eigentumsanlagen bietet; stattdessen planen sie ein klassisches Großstadtviertel mit achtzig Prozent Wohn- und Gewerberäumen zur Miete und zwanzig Prozent Eigentum in allen Konfektionsgrößen von Small bis Extra-Large.

Zwei Schwerpunkte machen die Werkbundstadt gleichermaßen interessant wie tendenziell illusorisch. Es geht um die Wohnungsfrage, das oberste Leitthema der modernen Architektur im zwanzigsten Jahrhundert. Alle Architekten seit 1900 träumten von sozialpolitischen Großtaten und entwarfen mit Feuereifer immer effizientere Wohnungsgrundrisse. Heraus kam dabei eine ergonomisch optimierte Erziehungsarchitektur, die nicht nur das Bauen rationalisieren, sondern auch das Nutzerverhalten regulieren sollte. Gegen solche Sachzwänge, die bis heute die restriktiven Bauvorschriften öffentlich geförderter Wohnungen prägt, will der Werkbund die Kompetenz und Willensentscheidung der Architekten setzen.

Doch die Ankündigung der Initiatoren, konsequent auf staatliche Subventionen zu verzichten, um die Bewohner nicht in überholte Standard-Unterkünfte zu sperren, lässt an die Chuzpe von Marie-Antoin-

nette denken, die dem Volk mangels Brot lieber Kuchen empfahl. Schwer glaubhaft klingt zudem die Ankündigung, dass dreißig Prozent der insgesamt 1200 Wohnungen preisgebunden und damit bezahlbar sein sollen, was enorme interne Quersubventionierungen erfordert.

Um die geschätzte Gesamtinvestition von 350 Millionen Euro zu finanzieren, greift das Projekt neben der ungelösten Wohnungsfrage das zweite Kardinalthema der Moderne auf: die Eigentums- und Bodenfrage. Über die postmoderne Stadtbildpflege hinaus will die Werkbundstadt auch ökonomisch die Zugehörigkeit des Bauherrn zu seinem Grundstück neu verhandeln, also die Verbindung von Eigentum und Parzelle. Denn nach einem Jahrhundert der kostspieligen urbanen Vergesellschaftung durch öffentliche und private Kapitalsammler drehen sich aktuelle Konzepte der Stadtplanung wieder um vergessene Akteure: die individuellen, bauenden Eigentümer, Baugemeinschaften oder Genossenschaften, die ihre Ersparnisse nicht auf den Finanzmärkten verbrennen, sondern sich Mietshäuser als Daseinsvorsorge zulegen, wie es im wirtschaftsliberalen 19. Jahrhundert der Fall war. Darin steckt auch die Hoffnung, dass die direktere Finanzierung und Herstellung ohne Mittler, Makler und andere Trittbrettfahrer die Kosten dämpft.

Der Stadtgrundriss gruppiert die 39 Parzellen in fünf schiefwinkligen Blöcken um einen Platz, mit einer Stadtkante aus großstädtischen Reihenhäusern, die oben mit Lederers Dachpromenade und unten durch öffentliche Straßen und halböffentliche Innenhöfe perforiert wird. Sechs moderate Türme treten nicht als Solitäre auf, sondern wachsen aus den Blockecken heraus und verlängern den bewegten Grundriss in die Vertikale.

Beim Entwurf der Hauseinheiten gab es weitaus konkretere Vorgaben. Gewünscht waren belastbare, funktionsoffene und erweiterbare Grundrisse mit neutralem konstruktivem Aufbau, der möglichst unabhängig von der schnelllebi-

Haustechnik bleibt, dazu steinsichtige, raumhaltige Fassaden mit Loggien, Balkonen oder Terrassen und soziale Mischung durch die Kombination von teuren und preisgünstigen Wohnungen in jedem Haus. Ebenso sollten die Entwerfer sich ein Vorbild an traditionellen Mietshäusern nehmen und vielfältige Nutzungen vorsehen, die mit hybriden Wohn-, Büro- und Gewerbebetrieben das Leben und Arbeiten wieder vereinen.

Auf den ersten Blick wirkt das Arbeitsmodell der Werkbundstadt freilich wie ein Architekturzirkus, der erst noch publikumstauglich gemacht werden muss. Die Überbauung nach Süden zur Spree hin bildet die gefragteste Schauseite und entfaltet in Maßstab und Volumen eine verwegene Nachbarschaft. Direkt nebeneinander koexistieren dort ein romanisch anmutendes Giebel-Eckhaus von Uwe Schröder und ein sechzehn Etagen hoher Turm von Vittorio Lampugnani im Stil des Mailänder Rationalismus mit klassischer Dreiteilung in Basis, Schaft und Attika. Daneben liegt ein plastisch bewegter und zugleich mediterran-minimalistischer Apartmentblock von Volker Staab, ein wichtiger Erkerbau der Architekten Jessen und Vollenweider und schließlich Hans Kollhoffs New Yorker Hochhaus-Stumpf, der sich nach dem freiwilligen Rückzug Arno Lederers gegen Christoph Mäckler durchsetzte.

In anderen Lagen fällt die Gruppenbildung noch aleatorischer aus, etwa bei der Einfassung des zentralen Stadtplatzes. Dort verkeilen sich ein gläserner Zauberwürfel von Christoph Ingenhoven in Form einer multiplen Space Box mit einem introvertiert-schweisamen Hotelturn von Dieters und Sachs und eine in Balkon-Loggien aufgelöste Platzwand des Amsterdamer Büros Winhov. Gegen die Zwänge und Enge der zweihundert Meter langen Reihenhausecke am Ostrand des Geländes schafft es der Entwurf von Brandlhuber, Meyer Grobgrube und Chermayeff, hinter einem teufelgewobenen Ziegevorhang mittels Duplex-Etagen und variablen Grundrissen maximale Flächen für Kleinwohnungen und Großgemeinschaften zu öffnen. Heide & von Becke-

rath beleben in ihrem Mietshaus die französische Erfindung des „chambre de bonne“ wieder, indem sie Gästeapartments ins Dach einbauen, die von den Etagenbewohnern hinzugebucht werden können.

Den Höhepunkt an ergebnisoffener Schwellennutzung hat Arno Lederer mit seinen hängenden Dachgärten entworfen. Zweifeln an der Realisierbarkeit dieses Luftschlosses hält der Architekt entgegen: Wenn es Gemeinschaftsnutzungen in jeder Tiefgarage gibt, warum nicht auch auf dem Dach? Hier liegt eine Chance der Werkbundstadt, die Initialzündung für einen vertikalen Urbanismus zu geben, der den Bürgern die Luftfreiheit über ihre Städte erschließt. Gerade in Berlin gibt es das endlose Elend der Dachlandschaften, die quadratkilometerweise ungenutzt vor sich hin dünnern; sie werden von kurz-sichtigen Bezirksverwaltungen unter Denkmal- und Milieuschutz gestellt, um allen Lippenbekenntnisse zur weltoffenen Hauptstadt zum Trotz die Unterbringung von Neubürgern zu bremsen. Deshalb wäre diese Stadterweiterung nach oben ein eminenter Weckruf, der vom „urban farming“ bis zum „urban living“ neue Formen sozialer Energie und Kooperation freisetzen kann.

Allerdings bleibt es magisches Architektendenken, allein aus der Substanz der Entwürfe die Vitalkräfte eines lebendigen Stadttells erzeugen zu wollen. So wichtig es ist, dass die entwerfliche Synthese auch die weitere körperliche Gestaltung des Quartiers prägt, so entscheidend wird eines sein: dass die Werkbundstadt nicht doch noch der Finanzlogik des Großinvestments erliegt, sondern vielmehr der ökonomischen Vernunft einer feinkörnigen Streuung und Parzellierung autonomen Hauseigentums folgt. Dann könnte Berlin zur Perlenkette der berühmten Werkbund-Siedlungen des zwanzigsten Jahrhunderts ein Schmuckstück des großstädtischen Urbanismus im 21. Jahrhundert hinzufügen. MICHAEL MÖNNINGER

Zum noch bis zum morgigen Sonntag laufenden Werkbundtag in Berlin gibt es Ausstellungen zur Geschichte und Zukunft der Werkbundstadt, dazu Symposien und Besichtigungen des künftigen Baugeländes.